

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

Das Plattdeutsche in seiner jetzigen Stellung zum Hochdeutschen

Lübben, August

Oldenburg, 1846

Landesbibliothek Oldenburg

Shelf Mark: GE IX B 27 A: 13,1

Das Plattdeutsche in seiner jetzigen Stellung zum Hochdeutschen

[urn:nbn:de:gbv:45:1-931605](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:gbv:45:1-931605)

Jeder Gebildete weiss, dass unsre heutige deutsche Sprache nicht mehr die alte ist, welche unsre Voreltern vor 1800 Jahren in unsern Wäldern gesprochen haben, sondern dass sie erst nach mannichfachen Veränderungen in einer geschichtlich nachweisbaren Selbstentwicklung den Standpunkt erreicht hat, auf dem sie jetzt steht. Ebenso ist bekannt, dass diese Bewegung nicht an einer Lauteinheit, an einem sich überall gleichen Körper der Sprache vor sich gegangen ist, in der Art, dass etwa vor 1000 Jahren das gesammte Deutschland seine Gedanken in denselben Lauten und Formen ausdrückte, die immer gleichmässig und gleichzeitig umgestaltet wurden, so dass an allen Orten zu *einer* Zeit auch nur *eine* Sprache herrschte, sondern es ist bekannt, dass sich die deutsche Sprache, so weit wir sie rückwärts verfolgen können, sofort in Mundarten darstellt, deren jede ihren eignen Weg verfolgt und ihre eigne Geschichte hat, ohne indess ihren Zusammenhang mit den übrigen aufzugeben. Auch unsre jetzige deutsche Sprache zerfällt in eine reiche Mannichfaltigkeit von Mündarten, die mehr oder minder von einander abweichen, aber ihre ideale Einheit an der Schriftsprache besitzen. Ehe diese aber gefunden wurde, musste eine geraume Zeit verfliessen, denn erst im 18ten Jahrhundert hat sie sich festgestellt. Man nennt diese Schriftsprache auch die hochdeutsche, gegen welche die verschiedenen Mundarten den Namen der gemeinen, platten Sprache führen. Weil aber das



Hochdeutsche sich aus oberdeutschen Dialecten herausgearbeitet hat und daher mit diesen die grösste Aehnlichkeit zeigt, wird das Niederdeutsche, das der Schriftsprache am fernsten steht, durch den Namen des Plattdeutschen noch besonders ausgezeichnet. Das, was wir jetzt das Hochdeutsche nennen, tritt in Gegensatz gegen alle besondern Unterschiede und schwebt über allem landschaftlichen Gebrauche und wird fast nirgends rein gesprochen, ausser etwa in gebildeten Kreisen Norddeutschlands, in denen es aber dennoch nicht ohne Provinzialismen »abgeht.«

Die gesammten Mundarten treten in zwei grosse Massen auseinander — das Oberdeutsche und das Niederdeutsche — welche wiederum in kleinere Theile zerfallen, so dass nicht nur verschiedene Landstriche, sondern selbst Dörfer ihren Dialect anders färben. So entfernt sich im Herzogthum Oldenburg der münsterische Dialect, der in Vechta und Cloppenburg gesprochen wird, von dem jeverschen, der sich wieder anders gestaltet hat als der oldenburgische, zumal der städtische, der schon mit dem Hochdeutschen liebäugelt und das ächte Platt corumpirt.

Wie weit erstreckt sich aber das Gebiet der plattdeutschen oder niederdeutschen Mundart? Es hat schon seine grosse Schwierigkeit die Punkte genau zu bestimmen, wo eine Sprache aufhört und die andre beginnt, welche ein ganz verschiedenes Lautsystem haben, weil sich gewöhnlich an den Stellen, wo sie sich treffen, ein Mischdialect erzeugt, der es ungewiss macht, zu welcher Sprache man diese Oerter zählen soll. Diese Schwierigkeit aber mehrt sich, wenn man die Grenzscheiden der Dialecte eines und desselben Sprachstammes angeben will. In einem hohen Gebirgslande ist es indess nicht so schwer, weil dadurch, dass Berge manchmal ein unübersteigliches, stets ein gewaltiges Hinderniss des gegenseitigen Verkehrs bewirken, eine Dialectvermischung abgehalten wird. Auf

dem platten Lande aber — und in den norddeutschen Ebenen herrscht das Niederdeutsche — wo Häuser sich an Häuser reihen, deren Kette nur zuweilen durch Moor, Heide oder Wald auf grössere Strecken unterbrochen wird, kommen Menschen verschiedener Zunge häufiger mit einander zusammen und die Folge davon ist, dass sich die Schärfen der besonderen Dialecte gegenseitig abschleifen und ihre Spitzen sich abstumpfen. Es genügt hier aber eine allgemeine Angabe der Grenzen, innerhalb deren die niederdeutsche Mundart eingeschlossen ist. Diese — abgesehen von den Spielarten — erstreckt sich südlich bis dahin, wo grössere Gebirgszüge sich erheben. Die rheinischen Bergketten, der Harz, der Thüringerwald setzen ihr Schranken. Nördlich ergiebt sich ihre Grenze von selbst, das Meer, auf der dänischen Halbinsel reicht sie bis zur Schlei. Am schwankendsten sind ihre Grenzen westwärts und ostwärts. Nach der ersteren Seite hin bildet die Ems keine feste Scheidung, sondern das Plattdeutsche begegnet hier dem Holländischen und vermengt sich mit ihm. Oestlich finden sich auch keine natürliche Grenzen, das Plattdeutsche verläuft sich hier entweder in den Sand oder dehnt sich in einem langen Streifen an der Ostsee hinauf, bis es von slavischen Elementen getrübt und zuletzt verschlungen wird. Es umfasst sonach erstens die Landstriche, welche zwischen Rhein, Weser und Elbe liegen, d. h. Westphalen bis nach Cöln hinunter, fast ganz Hannover, Oldenburg, Braunschweig, Hessen — die eigentliche Heimath des Niedersächsischen — sodann jenseits der Elbe die preussische Provinz Sachsen zum grössten Theil, Mecklenburg, Pommern, und nördlich Holstein und die Hälfte von Schleswig. Die niederdeutsche Mundart herrscht sonach fast in einem Drittel von ganz Deutschland. Ihr früheres Gebiet hatte aber nicht denselben Umfang. Sie hat sich im Verlaufe der Zeit ausgedehnt und ihre Grenzen er-

weitert. Um diese Eroberung, die sie gemacht hat, begreiflich zu finden, bedarf es eines Rückblickes auf die Geschichte der deutschen Sprache überhaupt und des Niederdeutschen insbesondere.

Die ersten Spuren deutscher Zunge treffen wir bei römischen und griechischen Schriftstellern, die gelegentlich oder absichtlich Nachrichten über unsre Vorfahren geben. Es sind aber meist nur einzelne Wörter — grösstentheils Eigennamen — die uns von ihnen überliefert werden. Wie wenig aber diese Brocken im Stande sind uns über die ursprüngliche Gestalt unsrer Sprache Aufschlüsse zu geben, zumal da ein römisches oder griechisches Ohr diese vollen Laute gewiss selten rein auffasste und wir nie sicher sein können, ob wir ein ächtes, unverfälschtes deutsches Wort vor uns haben, oder ob es nicht durch das fremde Medium gebrochen, getrübt und verstümmelt auf uns gekommen ist, bedarf keines Beweises, weil er auf flacher Hand liegt. Erst gegen das 4te Jahrhundert verschwindet der Dämmerchein, der bis dahin ein mattes Licht auf die Geschichte der deutschen Sprache warf, und fängt es an zu tagen und hell zu werden. Dieses Licht geht aus von der Bibelübersetzung, welche der gothische Bischof Ulfila († 388) in seiner Muttersprache machte. Leider haben wir aber sofort einen herben Verlust zu beklagen. Sie ist nämlich nicht vollständig auf uns gekommen, sondern nur das Neue Testament, und auch dieses ist uns nicht ganz erhalten. Aber auch die Reste, die zwei Mal durch ein glückliches Schicksal dem Untergange entrissen sind, lassen uns einen festen und sichern Fuss fassen. Sie sind die Grundlage, von welcher die Forschungen ausgegangen sind und auf welche eine tiefere Betrachtung stets zurückgehen muss, so wie sie der Massstab sind, an welchem alle späteren Umgestaltungen der deutschen Sprache gemessen und begriffen werden müssen. Aber die gothische Sprache

ist noch nicht die, welche man die eigentliche deutsche nennt, sondern diese ist erst aus ihr erwachsen. Nach den Gesetzen der Lautverschiebung nämlich, wovon später die Rede sein wird, steht ein griechisches oder lateinisches Wort, welche beiden Sprachen auch dem indogermanischen Sprachstamme angehören, auf der ersten Stufe, das gothische steht auf der zweiten, das deutsche auf der dritten. Aber das deutsche spaltet sich sofort. Denn eins der nächsten Denkmäler ist das 100zeilige Hildebrandslied, das in vorwiegend niederdeutschen Formen geschrieben ist. Und fast gleichzeitig mit der althochdeutschen Evangelienharmonie, welche der Weissenburger Mönch Otfried um 870 in Reimzeilen verfasste, entstand auf Veranlassung Ludwigs, des Frommen, eine poetische Uebersetzung der Bibel in niedersächsischer Sprache, die nach der Aussage des Vorredners alle deutschen Gedichte an Vortrefflichkeit überstrahlt haben soll *). Wahrscheinlich ist uns ein Stück dieser Arbeit in dem sogenannten Heliand, einem Werke von ansehnlichem Umfange, erhalten, dessen Dichter in epischer Einfachheit und Unschuld die Thaten des Heilandes schildert. Die Sprache, in der das Gedicht verfasst ist, nennt man in der Grammatik die *altsächsische*. So hat also die niederdeutsche Sprache gleichen Anspruch auf Alter, wie die oberdeutsche, und die Frage, die man hie und da aufwerfen hört, wann das Niederdeutsche sich von dem grossen deutschen Sprachkörper losgerissen habe, ist eine Frage der Unwissenheit, auf welche aus der

*) Der Dichter (unus de gente Saxonum, qui apud suos non ignobilis vates habebatur) hoc opus tam lucide, tamque elegantius iuxta idioma illius linguae exposuit, ut audientibus et intelligentibus non minimam sui decoris dulcedinem praestet. Tanta namque copia verborum, tantaque excellentia sensuum resplendet, ut cuncta Theudisca poemata suo vincat decore. —

Geschichte keine Antwort gegeben werden kann, weil sie jenseits derselben liegt. Das Oberdeutsche hat nun drei Perioden seiner Entwicklung durchlebt. Die erste reicht bis zum 11ten Jahrhundert, und die Sprache heisst bis dahin die althochdeutsche, die zweite geht bis zum 15ten Jahrhundert und umfasst das Mittelhochdeutsche, in der dritten wird das Neuhochdeutsche vorbereitet und nach einer glücklich überstandenen Zeit der Verwilderung seinem jetzigen Stande entgegengeführt. In der ersten Periode ist die Sprache, die übrigens nicht genau begrenzt ist, sondern in mehrere Mundarten zerfällt, noch voll sinnlicher Fülle *), die Flexionsendungen und Bildungssilben sind noch nicht abgeschliffen und verwischt, wodurch der Vortheil entsteht, dass die grammatischen Formen rein und klar hervortreten. Für unser Ohr haben sie einen schwerfälligen Gang. Die zweite Periode zeigt uns eine schöne Mischung des geistigen und sinnlichen Elementes **), wenn auch bei weitem nicht in der

*) z. B. Enti cot heilac, cot almahtico, dū himil enti ērda gaworah-tōs enti dū mannum sō manac cōt forgāpi, forgip mir in dīnō ganādā rēhta galaupa enti cōtan willeon, wīstōm enti spāhida, enti craft tiuflum za widarstantanne enti arc za piwī-sanne enti dīnan willeon za gawurchanne. Ende des Wesso-brunner Gebets. 9tes Jahrhundert.

**) z. B. In einem zwivellīchen wān
was ich gesezzen, und gedāhte,
ich wolte von ir dienste gān;
wan daz ein trōst mich wider brāhte.
trōst mag ez niht geheizen, owē des!
ez ist vil kūme ein kleinez troestelīn;
sō kleine, swenne ichz iu gesage, ir spottet mīn;
doch frōwet sich lützel ieman, er enwizze wes.
Mich hat ein halm gemachet frō:
er giht, ich sūl genāde vinden.
ieh maz daz selbe kleine strō,
als ich hie vor gesach von kīnden.

vollkommenen Durchdringung, wie wir es in der lateinischen und griechischen Sprache sehen, die auf der höchsten Stufe ihrer Ausbildung den Reichthum der alten Formen nicht aufgegeben, sondern bewahrt haben. Das Mittelhochdeutsche war dadurch besonders zu einer poetischen Darstellung befähigt, was die bedeutenden Werke des 13ten Jahrhunderts zur Genüge beweisen. Je weiter sich aber die Sprache fortbildete, desto mehr trat das sinnliche Element zurück und überwog das geistige: indess ist das erste noch nicht in dem Maasse aus dem Neuhochdeutschen geschwunden, wie es zum Beispiel im Englischen der Fall ist, — das nur die nothdürftigsten Formen beibehalten hat — ein Umstand, über den wir uns Glück zu wünschen gerechte Ursache haben.

Wie aber erging es, während das Oberdeutsche sich fortbewegte, der niederdeutschen Mundart? — Sie hat bei weitem keinen so tief eingreifenden Process durchgemacht; sie ist freilich auch in den Tiegel der Geschichte geworfen und umgeschmolzen, allein nicht so gereinigt und geläutert, dass das, was ihren Stempel und ihr Gepräge trägt, den gleichen Werth erhalten hätte, den die Nebenbuhlerin sich für ihre Erzeugnisse zu erringen verstand. Auf dem öffentlichen Markt, den die Literatur hält, ist sie jetzt, wenn sie früher noch einigen Werth hatte, um allen Werth gekommen, sie gilt nichts mehr und cursirt nur noch als Scheidemünze der Vertraulichkeit oder der Nothdurft. — Man kann in ihrer Geschichte drei Perioden festsetzen; zwischen der zweiten und dritten ist aber kein grosser Abstand, und man behauptet nicht zu viel, wenn man sagt, *sie stehe um eine ganze Stufe hinter dem Hoch-*

nû hoeret unde merket ob siz denne tuo.

'si tuot, si entuot, si entuot, si tuot!

swie dicke ichz tete, sô was ie daz ende guot.'

daz troestet mich: dâ hoeret ouch geloube zuo.

Walther v. d. Vogelweide. 13tes Jahrh.



deutschen zurück. Die erste Periode, die zugleich die Periode ihrer Blüte ist, was sprachliche Ausbildung betrifft, geht etwa bis zum 12ten Jahrhundert und umfasst das *Altsächsische*. Geschrieben ist in dieser Mundart ausser dem Heliand nur höchst Unbedeutendes. Es ist wenigstens nicht auf uns gekommen. Zur Beseitigung aller Missverständnisse muss aber bemerkt werden, dass das Altsächsische nicht einerlei ist mit dem *Angelsächsischen*, welches deutsche Auswanderer nach England hinüberbrachten, sondern dies ist ein besonderer Ast der deutschen Sprache, der eine verhältnissmässig reiche, alte und treffliche Literatur besitzt und durch Hinzutritt romanischer Elemente sich zur jetzigen englischen Sprache herausgearbeitet hat. Eben so wenig ist das Altsächsische mit dem *Altfriesischen* zu verwechseln, das zwischen dem Altsächsischen, Altnordischen und Angelsächsischen in der Mitte liegt und dessen Gebiet sich über das jetzige Nordholland, die Küsten an der Nordsee bis zur Weser und über einen Küstenstrich Holsteins erstreckte. Jetzt ist es untergegangen. Wenigstens in den Theilen, die später unter Deutschland gefallen sind, wurde es durch die niedersächsische Mundart verdrängt, der einzige Sieg, den sie über ihre Schwestern davon getragen hat. Einzelne Reste haben sich allerdings in das Niederdeutsche gerettet, bestehen aber nur in Wörtern, nicht in Wortformen und machen sich dadurch unkenntlich. J. Grimm weist der altsächsischen Sprache die Gegend um Münster, Cleve und Essen als Heimat zu. Dadurch kommt es in nahe Berührung mit dem Niederländischen. Und dieses, das zu der Zeit, als die mittelhochdeutsche Poesie in voller Blüte stand, ebenfalls in Flandern, Brabant, Seeland, Holland, Geldern reiche Gesangesquellen sprudeln liess *), steht allerdings in

*) F. J. Mone. Uebersicht der niederländischen Volksliteratur älterer Zeit. 1838.



nächster Blutsverwandtschaft zu dem Altsächsischen und dessen Fortbildung, dem *Mittelniederdeutschen*. — Die zweite Periode lässt sich nicht genau von der dritten scheiden. Als Grenze kann man das 15te oder 16te Jahrhundert setzen. In dieser Zeit aber hat das Niederdeutsche seine grosse materielle Ausdehnung erlangt. Am Anfang dieser Periode beginnen nämlich die Kämpfe Heinrich des Löwen und anderer norddeutscher Fürsten gegen die Slaven jenseits der Elbe und die Eroberungen dieser Länder, und diese waren zugleich Eroberungen für die niederdeutsche Sprache, welche die slavische verdrängte; und der rege Handelsverkehr der Hanse, welche grösstentheils aus niederdeutschen Städten bestand, trug sie selbst bis nach Riga hinauf. Sie wurde aber fast auf dieselbe Weise eingeführt, wie jetzt das Neuhochdeutsche. Es verfügten nämlich Bernhard II. und Albert I. zu Anhalt gemeinschaftlich mit dem Abte Konrad zu Nienburg an der Saale am Ende des 13ten Jahrhunderts, wo im Erzstifte Magdeburg und in den anhaltischen Landen das Slaventhum, das erst von Albrecht dem Bären mit Erfolg bekämpft wurde, noch sehr verbreitet war, fortan solle in den öffentlichen Gerichten nicht mehr die wendische, sondern lediglich die deutsche Sprache in Anwendung kommen. Wäre die niederdeutsche Sprache nur, indem sich ihr äusserer Gebietsumfang so bedeutend erweiterte, auch im Gebiete der Literatur erobernd aufgetreten und hätte sie durch bedeutende Werke der Dichtkunst sich eine gebieterrische Stellung erzwungen! Es wäre dann vielleicht möglich gewesen, dass sie, dem Hochdeutschen gegenüber, sich zu einer besonderen Schriftsprache gestaltet hätte, was aber der Genius der deutschen Einheit wird verhindert haben. Allein »in dieser Periode rührt sich wenig eigenthümliche Poesie und die Sprachregel konnte weder rein erhalten, noch gefestigt werden. Man versuchte sich etwa in Umarbeitungen einiger



hochdeutscher oder niederländischer Werke, sicher für ein kleines Publicum, denn an den Höfen war die hochdeutsche Sprache verstanden und gehegt, wesshalb auch einzelne in Norddeutschland entsprossene Dichter sie sich anzueignen strebten. Kein einziges der berühmten und Epoche machenden mittelhochdeutschen Gedichte wurde ins Niederdeutsche übertragen.« J. Grimm. — Scheller zählt freilich in seiner »Bücherkunde der sassisch-niederdeutschen Sprache« bis zum Jahre 1500 516 Titel von Schriftwerken auf; zieht man aber davon ab, was er kritiklos zur niederdeutschen Sprache rechnet, so bleibt nur wenig übrig, und dieses Wenige ist von geringer literarischer Bedeutung. Es sind meist Landrechte, Stadtrechte, Willküren, Statuten, Chroniken, Erbauungsschriften etc. Aber juristische und historische Documente, Andachtsbücher bilden keine Volksliteratur. Diese ist stets ein Erzeugniß der Kunst, der Poesie, nicht des Bedürfnisses, der Gelehrsamkeit, der Wissenschaft. Der Charakter der Volksliteratur ist die Allgemeinheit, Zugänglichkeit für Jedermann, nicht die Abgeschlossenheit für gewisse Kreise, noch die Rücksicht auf practische Zwecke, wie auch die Protocolle, Verfügungen und Verordnungen der Behörden, die täglich zu Hunderten geschrieben und gedruckt werden, keinen Bestandtheil der Literatur ausmachen, am wenigsten der Volksliteratur. Wenn man jetzt noch hofft, dass in Archiven und Bibliotheken mittelniederdeutsche Werke von grosser literarischer Bedeutung sich finden lassen, die bis jetzt unentdeckt geblieben sind, so ist das wohl eine Hoffnung, die mehr aus einem Wunsche entsprungen ist als dass ihre Erfüllung erwartet werden dürfte. Denn dem eifrigen Suchen der letzten Jahrzehnte, in denen ein so gewaltiger Schwung in die Geschichte der deutschen Sprache gekommen ist, wären sie wohl kaum entgangen, noch würden Hindeutungen fehlen, welche eine Blüte der niederdeutschen Literatur an-



nehmen liessen — wenn sie anders je vorhanden gewesen ist. — Die dritte Periode, von dem 15ten Jahrhundert bis jetzt, bezeichnet die Verarmung und den unaufhaltsamen Verfall des Niederdeutschen. Der einzige Reineke de Vos, welcher 1486 zu Lübeck zuerst gedruckt erschien, hält die Ehre desselben aufrecht und giebt ihm einen Schein von eigenem Leben. Allein ein selbstständiges Product niederdeutscher Zunge ist er nicht, denn, wie die Untersuchungen von J. Grimm beweisen, ist er nur eine Uebersetzung oder Uebearbeitung des niederländischen Reinaert von Willam die Matok. Es soll aber dadurch dem Gedichte von seiner poetischen Vortrefflichkeit nichts entzogen werden. Die Reformation brachte zwar wieder einige Bewegung in die niederdeutsche Mundart und eine Masse von Bibelübersetzungen, Catechismen und sonstigen Reformationsschriften gingen aus der Druckerpresse hervor, aber die lutherische Uebersetzung schlug alle Nachbildungen mit ihrer Kraft zu Boden und gab der gesammten deutschen Sprache eine einheitliche Richtung, welcher sich die Ohnmacht der Dialecte vergebens entgegenstellte. Das Niederdeutsche verschwand immer mehr aus der Schrift, jetzt ist es nur noch im Munde lebendig und das Wenige, was hin und wieder durch den Druck veröffentlicht wird, ist darauf berechnet, wenn auch schon durch den Inhalt, doch zumeist durch die Form des Dialects eine komische Wirkung bei dem Leser oder Hörer hervorzubringen. Das Plattdeutsche ist zum Spotte geworden. — Und nicht ganz mit Unrecht, weil es versumpft ist, was nachfolgende Blätter darthun werden.

Die Beantwortung der Frage, worauf die Verschiedenheiten der beiden Mundarten beruhen und wie sie sich jetzt zu einander in ihren Laut- und Flexionsverhältnissen stellen, wird freilich trocken erscheinen, aber nothwendig sein, wenn man eine wissenschaft-



liche Erkenntniß sich verschaffen will. Ich versuche es sie kurz zu geben. — Betrachten wir zunächst den

Consonantismus.

Der Consonantismus des Plattdeutschen steht um eine Stufe tiefer als der des Hochdeutschen. Dies läßt sich dadurch erweisen, dass im Plattdeutschen die *Lautverschiebung* fehlt. Darunter versteht man die sprachliche Erscheinung, dass die Consonanten eine geregelte Bewegung durchgemacht haben und in ihre Verwandtschaften übergegangen sind und zwar so, dass wenn die Lage der Consonanten im Griechischen und Lateinischen die erste Stufe bildet, das Gothische die zweite Stufe einnimmt, während die hochdeutsche Ordnung auf der dritten Stufe steht, über welche nicht mehr hinausgeschritten werden kann, ohne wieder auf die erste Lage zurückzukommen. Diese Lautverschiebung, wie sie innerhalb der deutschen Sprache geschehen ist, wird am besten durch folgende Tabelle versinnlicht.

gothisch	althochdeutsch	mittelhochdeutsch	neuhochdeutsch
$\left\{ \begin{array}{l} l \\ m \\ n \\ r \end{array} \right.$	l	l	l
	m	m	m
	n	n	n
	r	r	r
$\left\{ \begin{array}{l} b \\ p \\ v \\ f \end{array} \right.$	b, p	b (p, pp)	b, p, pp
	f, ph	f, pf	f, pf
	w	w	w
	v	v (f)	f (v = f)
$\left\{ \begin{array}{l} g \\ k \\ h \\ j \end{array} \right.$	g, k	g, c	g
	k, h, ch	k, ch	k, ch
	h	h, ch, g	h, ch, g
	j (g)	j, g	... j ...
$\left\{ \begin{array}{l} d \\ t \\ s \\ z \\ th \end{array} \right.$	d, t	t	t, th
	z, z	z, z	ß, z
	s, r	s, r, sch	s, r, sch
	r	r	r
	th, d	d	d

Sprechen wir diese Tabelle in Worten aus, so will sie Folgendes sagen. Die Lage der Consonanten l, m, n, r (der sogenannten flüssigen, liquiden) ist in allen Sprachperioden sich gleich geblieben. Demzufolge muss ein Wort, das im Gothischen l, m, n, r hat, es auch im Neuhochdeutschen haben. v (=w), s, h, j, g, k sind nur theilweise und nicht in allen Sprachperioden gleich stark von der Verschiebung ergriffen worden. Dagegen ging b in p über, und zwar stets, wenn es verdoppelt (geminiert) erscheint, p in f und ph. Ebenso verschob sich th in d, d in t, t in ð und z, z in r. Einige Beispiele werden das Gesagte völlig klar machen.

<i>althd.</i> ubbig,	<i>mittelhd.</i> üppec,	<i>neuhd.</i> üppig,
<i>althd.</i> ribba	» rippe	» rippe,
<i>goth.</i> skip		» schiff,
» slêpan		» schlafen,
» thu		» du,
» thak		» dach,
» daúhtar		» tochter,
» daúr		» tor (thor).
» tamjan, <i>althd.</i> zeman		» zähmen,
» tva	» zuei	» zwei,
» vitan	» wījan	» wissen,
» itan	» ējan	» essen,
» nasjan	» nērjan	» nähren,
» ráus		» rohr,
» ik	» ih	» ich.

Dass manche Wörter, namentlich die aus den fremden Sprachen entlehnten, sich der Laufverschiebung entziehen, darf keinen Zweifel an der Festigkeit des Gesetzes aufkommen lassen. Im Ganzen ist es beobachtet worden.

Wenn wir nun fragen, wie sich das Niederdeutsche dieser Consonantenbewegung gegenüber verhalten habe, so ist die Antwort, dass es in seiner Starrheit

verharrt und nur theilweise von der Lautverschiebung erfasst ist. Es steht daher sein Consonantismus noch auf der Stufe des Gothischen, der allerdings dadurch fester ist und die stärkere Seite gegen das Hochdeutsche darbietet, weil die nicht ganz vollständig durchgeführte zweite Verschiebung Schwankungen und Unbestimmtheiten zur Folge hatte: er hat es aber um so mehr der Schriftsprache entfremdet. Nimmermehr hätte aber diese Erscheinung zu der absurden Meinung verführen sollen, als wäre die niederdeutsche Sprache die urdeutsche und das Volk ein urdeutsches. Denn alle Dialecte sind gleich alt.

Suchen wir den Beweis durch die einzelnen Buchstaben zu führen.

b. Im Hochdeutschen findet sich kein geminiertes, sondern stets nur pp. Im Niederdeutschen dagegen: ribben, dubbelt, krübben.

p = hochd. p, pf, f.

Anlaufend: punt, piler, planten, plicht, inlautend. grîpen, lopen, kopen, geminiert: kopper, drüppeln, kloppen, auslautend: top (Zopf, Spitze), prop, damp. Ueberhaupt zeigen alle Wörter, die jetzt im Neuhochd. mit pf anlauten, im Niederd. ein p, mit Ausnahme von vier Wörtern, von denen zwei, pfalz und pfründe, nicht zum niederdeutschen Sprachschatz gehören. Die beiden andern sind 'pfui und pfuscher', die aber mit f gesprochen werden, wie überhaupt die Consonanzverbindung pf für den niederdeutschen Mund zu hart ist.

g. Im Hochdeutschen bei Gemination kk oder ck. Im Niederdeutschen: rügge, mügge, brügge, snigge, rogge, hegge.

k vertritt häufig das neuhd. *ch*, hat demnach die Verschiebung verschmäht, wo das Hochdeutsche sie angenommen hat, aber nur im Inlaut und Auslaut, nicht im Anlaut: søken, sake, tēken, vløken, rik, glîk, sik, ik, namentlich in der Consonanzverbindung sk statt neuhd. sch (seit dem 12ten Jahrhundert), disk, fisk, frisk.

Das hochdeutsche ng wird im Auslaut zu nk: lank, gunk, funk, sunk.

d = neuhd. t.

dôk, drinken, dûsent, düvel, daler, drôm, dêlen, disk, dûve, dôf, bêden; theilweise ist es aber in t verschoben: trêden, task, tau, tûsken.

v (w). Am Ende der Wortstämme duldet das Neuhd. kein w, sondern verwandelt es in b. farbe = varewe, hieb = hiew, schwalbe = swalewe u. a. Das Niederdeutsche hat aber v (f) am Ende des Stammes: varve, kalf, half, salve, stof, bôkstaf, dûve, dôf, dêf (dagegen dêp = tief). Auch inlautend zeigt sich v statt b: lêven, bêven, strêven, klêven. Anlautendes wr zeigt sich noch in einigen Wörtern: wrenschen, wriven, wrôger, wrungel, wringen.

t = neuhd. ß, z, tz.

Anlautend: tunge, tange, tunder, inlautend: êten, sitten, mêten. Auslautend: sœt, wit, dat. Nur zêge zeigt ein z. Die übrigen Wörter, die mit z anlauten, sind theils fremde, wie zucker, zink, zîpel, theils sind es rein hochdeutsche, die gewöhnlich durch andre ersetzt werden. So wird 'zeigen' durch 'wîsen' gegeben, 'zimmer' durch 'stûve, dornse', 'zeile' durch 'rîge', 'zupfen' durch 'lûken', 'zucken' durch 'sparreln', 'zaudern' durch 'tûnteln', 'sik letten' u. s. w.

Die Neigung zur weichen Consonantverbindung führte die niederdeutsche Sprache zu einem weiteren Gebrauch der Assimilation als die neuhochdeutsche. So verschmilzt d mit einem vorhergehenden n zu n in: hânneln, kinner, ünner; mit einem l zu l: ôller (alter), koller (kälter), follen (falten); r mit einem t zu t: wuttel, tutteldâve. r vor st (aber nicht in der Flexion) fällt ohne weitere Veränderung aus: dôst, wust, basten (bersten), gast (gerste), Cassens (gewöhnlich Carstens geschrieben). Oder es wird auch r versetzt, wie es



sich häufiger im Angelsächsischen findet, und dann abgeworfen: böst (brust), köst (kruste), dösken (dreschen). Wenn ich noch hinzufüge, dass das Niederdeutsche alle Zischlaute vermeidet, die sich nach und nach im Hochdeutschen gebildet haben, dass es die Gutturalen gern ausfallen lässt, wie in: oss, voss, wesseln, büsse, na, naber, di, mi, die Consonanzverbindung ft dagegen manchmal in cht umgesetzt, wie in hecht (Heft), lucht (Luft), achter (After), süchten (seufzen) — eine Weise, die im Holländischen sehr gebräuchlich ist — so glaube ich genug gesagt zu haben um den Abstand begreiflich zu machen, den der niederdeutsche Consonantismus gegen den hochdeutschen hat.

Dieser in seinen äussersten Umrissen gezeichnete Consonantismus bleibt sich mit geringen Ausnahmen in allen Abstufungen und Färbungen des niederdeutschen Dialects gleich.

Bei weitem schwieriger ist es den

Vocalismus

zu fassen und darzustellen. Man weiss die Vocale überall nicht in die Schrift einzuzwängen. Auf historischem Wege hat sich keine Uebereinkunft zwischen dem Schreiber und Leser festgestellt, nach welcher man dieser oder jener schriftlichen Bezeichnung diesen oder jenen Laut in der Aussprache zu geben hat. Die Verlegenheit wird durch Anwendung der Regel: Schreibe, wie du richtig sprichst — eine Regel, die überhaupt von wenig practischer Bedeutung ist — nicht gehoben. Man wird nämlich nicht im Stande sein anzugeben, wo das richtige Platt gesprochen wird, weil gerade die verschiedene Geltung und Aussprache der Vocale die meisten innern Verschiedenheiten des Plattdeutschen begründet. Jeder Landstrich hat die Eitelkeit, die Sprache, die in ihm gesprochen wird, für die



richtige zu halten und in diesem Bewusstsein glaubt er ein Recht zu besitzen, das ihm die Sprache seines Nachbarn zu verspotten erlaubt. Der Jeveraner hat seine Freude daran, den ostfriesischen und oldenburgischen Dialect schlecht zu finden. Der Oldenburger weiss dem jeverschen Böses nachzusagen. Alle beide fallen aber wieder über den münsterschen her und haben ihn zum Besten. Der Grund ist in nichts Anderem zu suchen als darin, dass die genannten Dialecte einen anders gefärbten Vocalismus besitzen.

Die niederdeutsche Ruhe und Bedächtigkeit ist bekannt genug und verläugnet sich auch nicht in der Sprache. Mit aller Gemächlichkeit und Bequemlichkeit werden die Vocale ausgesprochen, man verweilt mit Liebe auf ihnen um jedem sein volles Maass zu geben, während der Oberdeutsche sie rasch und kurz abstösst. Dadurch aber entsteht der Nachtheil, dass die Aussprache breit und gedehnt wird. Die Kürze der Vocale kann nicht mehr festgehalten werden, sie neigt sich zur Länge, die Länge wird auseinandergezogen und manchmal durch alle Abstufungen des Tones, dessen sie fähig ist, hindurchgeführt. Natürlich wird dadurch ein Verschwimmen und ein Vermengen der Vocale unter einander erzeugt, was dem oberdeutschen Ohre, welches an eine vergleichungsweise reine und scharfe Aussprache gewohnt ist, unleidlich erscheint. Wie soll man nun diese Vocale, die in Folge der Unreinheit, mit der sie gesprochen werden, hin und her schwanken und gar nicht genau gegen einander abgegrenzt sind, in Schrift fassen? — Man muss darauf gefasst sein, wenn man es versucht, stets Protestationen zu vernehmen.

Betrachtet man die Sprachbewegung, die in der letzten Periode mit dem niederd. Vocalismus vor sich gegangen ist, näher, so ist sie nur eine geringe gewesen und er befindet sich noch fast auf derselben Linie, welche das Mittelniederdeutsche inne hatte. Dadurch

ist es hinter dem Neuhochdeutschen zurückgeblieben, welches seinen früheren Vocalismus geändert hat. Wenn auch diese Veränderung nicht stets eine Verbesserung zu nennen ist, da sie manchmal durch eine Vergrößerung der Aussprache zu Stande gekommen und das Gefühl für die Kürze verschwunden ist, so dass die 22 Vocale, die dem Mittelhochd. zukommen, in der neuhochdeutschen Schrift auf 13 zusammengeschmolzen sind, so hat es doch dem Sprachgeist beliebt das System des Vocalismus auf diese Weise weiterzuführen und die Aenderung muss man, man mag wollen oder nicht, einen Fortschritt nennen. Das Niederd. ist aber in träger Ruhe geblieben und nur in einem Punkte vorwärts gekommen. Aber dies ist weder regelmässig noch vollständig geschehen. Ich meine den Umlaut. Dieser zeigt sich noch nicht im Mittelniederd. — wie er auch im Althochd. und Altsächs. abwesend ist — im jetzigen Niederd. findet er Statt, aber nicht überall, und wo er auch eingedrungen ist, hat man doch eine Scheu ihn anzuwenden, und er wird manchmal umgangen, wo er im Neuhochd. unentbehrlich ist.

Wirft man einen genaueren Blick auf die Vocale, so findet man, dass die *kurzen* mit dem Neuhochd. ziemlich übereinstimmen, nur dass die unreine Aussprache häufige Uebergänge des einen Vocals in den andern bewirkt. So schwanken a und o, e und i. Was zuerst das kurze a betrifft, so hat es durchweg eine Neigung nach o hin, zumal in mehrsilbigen Wörtern vor einfacher Consonanz, und es entsteht ein Laut, der zwischen Kürze und Länge in der Mitte schwebt. Manchmal ist das hochd. o ein entschiedenes a, z. B. van. Vor ld und lt verwandelt sich das a in o (holländisch ou mit wegfallendem l) solt, smolt, bolt, molt, olt, kolt (die beiden letzten Wörter landschaftlich lang gegen die Analogie), fol(de). — Manchmal geht es in das noch dunklere u über, oder wenigstens

in einen Schwebelaut zwischen o und u, z. B. vrüntschup, naberschup, selschup.

e. Das vielgestaltige e ist im Neuhochn. wie Niederd. ziemlich blöde geworden. Das letztere hat aber nicht überall e, wo es das Neuhd. hat, sondern es tritt ein Wechsel zwischen e und i ein, z. B. minsk, finster (landschaftlich für Fenster), dagegen hën, swëmmen, mëlck. Vergröberte Aussprache zeigt sich in: güstern, smülten, rönnen, statt schmelzen, rennen, gestern. — Hier und da hat sich das e gehalten, wo das Neuhd. es in ö vergröbert hat, wie: hel(le) (goth. halja), twëlf (tvalif), ëlm, swëren, stënen, jedoch nicht ohne landschaftliche Abweichungen. Vor r mit folgendem Consonanten bricht sich e in a: barg, barge, smart, hart, starven, karve, arven, arfk, lohgarver. — Kurzes auslautendes e wird in mehrsilbigen Wörtern in manchen Landstrichen abgeworfen und zum Ersatz dafür der vorhergehende Vocal sehr gedehnt gesprochen, so dass auch der jetzt auslautende Consonant eingebüsst wird. Namentlich trifft dies die Silbe *de*, z. B. tüg(e), Zeuge (verschieden von tüch, Zeug), er(de), blö(de), mö(de), lü(de), im(me). Dadurch erhält das n(ge) eine nasale Aussprache, lan(ge), ban(ge), tan(ge).

i. Das i wird fast nie hell und rein gesprochen, sondern wesentlich in zwei Vocale gespalten. Es tritt die Neigung hervor, es in ë zu brechen, wie hën, swëmmen, splët (Splitter), stëk (Stich), stëvel (mittelhd. stival), gëvel, vël (althd. filu), stël (mittelhd. stil), spēlen (mittelhd. spiln), rët (Riss), sëker (sicher), aber meistens bleibt diese Brechung auf halbem Wege stehen, so dass man zwei Vocale hört, z. B. in miëlk, diërn, schiëld u. s. w. mit vortönendem e oder i. Diese Brechung zeigt sich auch in der Declination: lit (Ge-lied), Plur. lë(de), schip, schëp(e). — Die Verwandlung des i vor r mit folgendem Consonanten in a ist wohl erst durch Vermittelung dieser Brechung zu Stande gekommen, z. B. kark, barken. Zuweilen hat das Niederd.

die ursprüngliche Kürze des *i* festgehalten, wo es neuhochdeutsch in *ie* verlängert ist: *spil* (spil mittelhd., Spiel neuhd.), *dit* (dies), *lit* (Ge-lie-d). — Die Vergrößerung des *i* in *ü*, die bei einigen neuhochdeutschen Wörtern, jedoch nicht ohne Widerspruch, Statt findet, wie in: *sprüchwort*, *gebürge*, *hülfe*, *gültig*; ist auf Rechnung des Niederd. zu setzen, das *i* in diesen und in andern Wörtern (*bün*, *sünt* u. s. w.) in *ü* übergehen lässt.

u ist sehr beschränkt im Niederd. — Das hochd. *u* ist vielfach in *o* oder *ö* gebrochen: *kopper*, *botter*, *kort* oder *kört*, *storm* und *störm*; oder in *ü* umgelautes, *würm*, *lüst*, *küss*. Vor *n* und *m* mit folgendem Consonanten hat es sich indess gehalten: *grunt*, *stump*, *junk*, überhaupt vor Liquiden: *vul*, *wulf*, *schull*. Im Holländischen fast stets *o*: *jong*, *grond*, *stomp*. Zuweilen steht *u* statt *i* oder *e* in: *drudde*, *sulver*, *sulvst*, oder es ist erweicht aus *wi(e)*: *suster*, *tusken*, *sul*. Landschaftlicher Gebrauch verwandelt es aber auch in *ü*.

o. Das *o* zeigt sich vor einfacher und mehrfacher Consonanz in einsilbigen Wörtern (vor *r* und folgendem Consonanten geht *o* in *ô* über: *môrd*, *dôrn*, *ôrt*, *wôrt*, *bôrd*, *kôrn*, *nôrd*, *Nôrwegen*) noch kurz: *stof*, *grof*, in der verletzten Stelle aber vor einfacher Consonanz tritt wieder jener Schwebelauf ein, der sich in der Aussprache dem *a* nähert: *de kêrl is grof*, oder: *t-is n' grôven kêrl*, *brôken*, *slôten*. Häufig ist das *o* in *ö* übergetreten, jedoch nicht in allen Landschaften.

Merklicher aber unterscheidet sich das Plattdeutsche im Gebrauch der langen Vocale von dem Neuhd. Wenn ersteres nämlich die langen Vocale noch so anwendet, wie das Mittelniederd., so hat das Neuhd. sich bedeutend von dem Mittelhd. entfernt, indem die meisten Längen in Diphthonge aufgelöst sind, was eine

Vermengung ursprünglich verschiedener Laute zur Folge gehabt hat. So muss 'au' das mittelhd. û, ou, aw vertreten, 'ei' das mittelhd. î und ei, 'eu' steht für mittelhd. in und öu. Das Plattdeutsche hält hier öfter die Laute reiner auseinander. — Das lange â ist sehr häufig, wird aber mit der bekannten Dehnung und Tiefe ausgesprochen. In der vorletzten Silbe geht das neuhd. â gern in ê über, namentlich im Präteritum, lêch, lêgen statt lag, lagen, lès, lèsen, êt, trèt. Münsterländisch verwandelt es sich in œ.

ê ist gleich 1. dem mittelhd. ê, neuhd. ee mit eingeschobenem h, das aber nicht ausgesprochen wird, sondern ein graphisches Zeichen der Länge ist: êr, (cher), ê (Ehe). 2. = mittelhd. neuhd. ei: blêk, dêl, flêsk, stên, bèn, êk. 3. = mittelhd. neuhd. ie: dêf, lèp, bèr.

î = mittelhd. î, neuhd. ei: pîn, dîn. sîn, kîm, fîn, pîp, swîn, rik.

ô 1. = mittelhd. ô: ôr, grôt, dôt, bôn. 2. = mittelhd. ou, neuhd. au: bôm, lôp. 3. = mittelhd. uo, neuhd. û: bôk, plôch, dôn, blôt, klôk, môt.

û = mittelhd. û, neuhd. au: mùl, fûl, bâr, sâr, hûs, ût, bâk.

Im Mittelniederd. büßen diese langen Vocale in der vorletzten Silbe ihre Quantität ein und bekommen blossen Accent. Sie binden sich nämlich mit den entsprechenden kurzen Vocalen im Reime, was mittelhochdeutsche Dichter sich nicht erlaubt haben würden, deren Gefühl für die Quantität noch nicht abgestumpft sondern im höchsten Grade lebendig war. Wir können nach den Reimen die jetzige Geltung dieser langen Vocale in der vorletzten Silbe aus dem einfachen Grunde nicht entscheiden, weil wir keine Poesie haben. Sie scheinen indess im Munde des Volkes wirkliche Länge zu haben. — Wenn jetzt noch einige kleine Poesien zu Tage kommen, so zeigen sie dieselbe Ungenauigkeit und Erstorbenheit des Gefühls

für ächte Quantität, deren sich die hochdeutschen Dichter zu Schulden kommen lassen.

Der einzige Punkt, in dem das Neuniederdeutsche über den mittelniederd. Vocalismus hinausgekommen ist, besteht, wie schon gesagt, darin, dass es den Umlaut aufgenommen hat. Indess ist sein Umfang nicht so gross, wie im Neuhd., namentlich findet man weniger ä (Umlaut des a), æ (Umlaut des â), ü (u) und üe (û) als ö (o) und œ (ô).

ä und æ, die in der neuhd. Flexion zur Bildung des Vergleichungsgrades und des Plurals dienen, sträubt sich das Plattdeutsche anzunehmen. So sagt man freilich 'länger', aber 'warmer', 'harter', und den Plural von bal, bart, bank, brand, garden, sak, vader, lam getraut man sich nicht durch Umlautung zu bilden: man macht sie auf s und n, oder umgeht sie, wo möglich, ganz.

ö und œ finden sich häufiger. Theils sind sie Umlaute von o und ô, theils Brechungen von ü, üe. sömmer, vögel, pött(e), bæker, bæm(e) — börger, övel, över, slötel, möle, kröpel, mör (mürbe), sæt, kløker, blædrig. Brechung des mittelhd. üe: snøren, græn, stæle, røren, plægen. Eine Landschaft geht aber weiter als die andre im Gebrauch dieses Umlautes. Zudem ist er in der Aussprache so unsicher, da er hier dumpf und tief, namentlich in einsilbigen Wörtern, dort scharf und hell, fast wie e tönt, dass er manchmal ein Schiboleth ist, woran die Bewohner verschiedener Gegenden erkannt werden können. Ein Jeveraner und Oldenburger verrathen sich gleich dadurch.

ü und üe sind seltener, da das hochdeutsche ü in ö und œ gebrochen wird. Theils sind sie Umlaute von u und û (was noch häufig bleibt): ünner, sün(ne) (mittelhd. sunne), bült, wüpp; theils entspricht es mittelhd. iu in: düvel, hülen, schür(e), sün(e) (mittelhd. ge-siune, Gesicht, Sehkraft), büdel, krüs, vründ. In der Flexion: hüser, krüder, in der Conjugation: büt

(mittelhd. biutet), güt (giuȝet), flüt (fliuȝet). — Doch findet auch Uebertritt in ö Statt: klöven (kliubu). —

Diphthonge giebt es verhältnissmässig weniger, weil die langen Vocale sich nicht, wie im Hochdeutschen, zu Diphthongen erweitert haben.

au, = 1. mittelhd. ouw: hauen. 2. = â (inlautend âw, und auw): grau, blau, flau, rau (Ruhe), nau (nauwe, arctus, enge).

äu, möchte sich schwer finden lassen.

ei, = 1. mittelhd. und neuhd. ei: ei, beide, weide, in den Ableitungsilben heit und keit. 2. = mittelhd. æ mit folgendem j: dreien (dræje), kreien (kræje), meien (mæje), neie (næje), seie (sæje). 3. aus Zusammensetzung entstanden: steit, geit.

eu, selten = öu: heu (mittelhd. höu).

— *ie*, ebenfalls selten: siel, kiel. Das mittelhd. ie ist zu ê verdichtet.

oi, = mittelhd. üe, üj: bloien, groien, broien (brüejen, grüjen), koi (küeje), vloit.

Da es in der Natur des Niederdeutschen liegt die Vocale zu ziehen, so darf man sich nicht wundern, wenn man statt der Diphthonge manchmal Thriphthonge hört, wozu auch das Holländische geneigt ist. Da sich aber bei dem Erlöschen der niederd. Mundart keine feste Schreibregel gebildet hat, so enthalte ich mich drei Laute, die zusammengesprochen werden müssen, durch Buchstaben zu bezeichnen. Es wäre dazu eine eigne Orthographie erforderlich. Ich will nur an die Aussprache von kôi (cavea), môi (schön), moeite (Mühe), foei! gôien (werfen), die ich nach holländ. Schreibweise gebe, so wie an die Eigennamen Hayo, Hayen, erinnern, um auf das Vorhandensein von Triphthongen aufmerksam zu machen und auf die Schwierigkeit sie in Schrift zu fassen.



Bevor ich zur Conjugation und Declination übergehe, sei noch mit einem Worte der *Inclination* gedacht, welche im Niederd. einen ungleich grössern Raum einnimmt als im Hochdeutschen. Dieses bewahrt sie nur in einer raschen Aussprache, höchst selten in der Schrift; obwohl im Mittelhochd. und im Mittelniederdeutschen eine schriftliche Bezeichnung derselben gebräuchlich war. Man versteht darunter »die Verschmelzung der Präpositionen, Conjunctionen, Pronomina und des Artikels sowohl unter sich als auch mit einem Haupt- Bei- und Zeitwort, so dass dadurch das schwächere Wort den Ton und seine Gestalt aber nicht seinen Sinn verliert. Die Regel ist einfach die: das angelehnte Wörtchen muss jedesmal verändert werden, entweder dass es einige Buchstaben verliert oder sie mit andern vertauscht. Die *Inclination* kommt am Anfang und Ende der Wörter vor, mit oder ohne Einfluss auf die Gestalt des hauptsächlichlichen Wortes.« — Am Anfang: t-kint (dat kint), t-volc, t-leben, t-is. Am Ende ist sie einfach und doppelt: vannen (van den), uppen (up den), mit-ten (mit den), schalk (schall ik), lat-t (lat et), dat-t (dat et), wêw (wê wi), geiter (geit he), steiter (steit he). Im letzteren Falle wird gern ein t oder d eingeschoben: wat sêder (wat se [de] he), blêfter (blêf he). Doppelt: dattus (dat du se), schalkt (schall ik et), wult-t (wult du et).

Conjugation.

Die Conjugation der deutschen Verben geschieht auf eine zweifache Weise, von denen die eine den Namen der starken (alten), die andere den Namen der schwachen (neuen) führt. Beide Arten sind dadurch von einander unterschieden, dass die erstere durch Ablautung, die zweite durch eine an den Stamm tretende

Bildungssilbe bewerkstelligt wird. Unter Ablaut versteht man die Vocalveränderung, welche ohne äussern Einfluss an der Wurzel des Wortes vor sich geht, und welche dazu dient die verschiedenen Begriffe zu bilden, welche die Wurzel aus sich hervortreiben kann. Das Gesetz des Ablauts ist darum von tieferer Bedeutung als alle andern Lautgesetze, welche nur eine formale Verschiedenheit begründen ohne den Begriff wesentlich zu ändern. »Der Ablaut führt uns in die innerste Werkstätte unsrer Sprache ein, denn alle Wortbildungen sind vom Ablaut beherrscht und fügen sich seiner Regel, durch welche zugleich Anmut und Wollaut bedingt erscheinen, deren deutsche Zunge mächtig ist.« Seine lebendigste Kraft zeigt er in den Verben als dem mächtigsten Bestandtheil der Sprache. Er erscheint nur in wurzelhaften Verben von einsilbigem Stamm. Nimmt man den Präsensstamm als die Wurzel an, so tritt der erste Ablaut in der ersten und dritten Person im Indicativ des Präteritums ein, der zweite in den übrigen Personen und im Coniunctiv, der dritte im Particip, wo er aber oft nicht vom Wurzelvocal verschieden ist.

Man hat nach dem Ablaut die starken Verben (missbräuchlich unregelmässige genannt) in 10 Reihen zerfallen lassen, deren jede sich durch eine eigenthümliche Ablautungsreihe von der andern unterscheidet. Die geschichtliche Bewegung dieser Reihen stellt sich in folgender Tabelle dar.

Gothisch	Althochdeutsch	Mittelhochd.	Neuhochdeutsch.
1. i, a, é, u	i, a, â, o	i, a, â, o	} i(î) a, ô, ü, ö, u.
2. i, a, u, u	i, a, u, o	i, a, u, o	
3. i, a, é, i	i, a, â, ë	i, a, â, ë	i(î), â, é.
4. ei, ai, i, i	î, ei(é), i, i	î, ei(é), i, i	ei, i(î), i(î).
5. iu, au, u, u	iu, ou(ô), u, o	iu, ou(ô), u, o	eu(ie), o(ô), o(ô).
6. a, ô, ô, a	a, uo, uo, a	a, uo, uo, a	a(â), û, a(â).
7. a, ai-a, ai-a, a	a, îa, îa, a	a, ie, ie, a	a, î(=ie), a.
8. é, ai-é, ai-é, é	â, îa, îa, â	â, ie, ie, â	â, î(=ie), â.
9. ai, ai-ai, ai-ai, ai	ei, îa, îa, ei	ei, ie, ie, ei	ei, î(=ie), ei.
10. au, ai-au, ai-au, au	ou, îo(îa), îo, ou	ou, ie, ie, ou	au, î(=ie), au.

Betrachtet man diese Tabelle genauer, so bemerkt man, dass die Ablautungsverhältnisse, je weiter wir geschichtlich zurückgehen, desto reicher und ungetrübter sich entfalten. Im Neuhd. sind sie ärmer und unreiner, denn es hat dadurch, dass es den Ablaut des Singulars dem des Plurals gleich machte, eine Stufe des Ablauts eingebüsst — freilich nicht ohne innern Grund, da der Ablaut in diesem Falle keine wesentliche Veränderung des Begriffs, sondern nur den Wechsel der Personen anzeigte — es hat ferner den Unterschied langer und kurzer Vocale nicht gewahrt und ausserdem manche Uebergänge der einen Reihe in die andre sich zu Schulden kommen lassen. Das Niederdeutsche hat aber, wie wir gesehen haben, seinen Vocalismus noch mehr getrübt und es ist daher nicht zu verwundern, wenn hier Vocale zusammenfallen, die im Neuhd. noch auseinander gehalten, und weiter aufwärts sich noch bestimmter gegen einander abgrenzen. Die Ablautungsreihen gestalten sich für das Plattdeutsche folgendermassen.

1.	i,	ê,	ê,	â.
2.	i,	u,	u,	u.
3.	i(ê)	ê,	ê,	ë.
4.	î,	ê,	ê,	ë.
5.	û(ü), ê,	ô,	ô,	â.
6.	a,	ô,	ô,	a.
7.	a,	ê,	ê,	a. }
8.	â,	ê,	ê,	â. }
9.	î,	ê,	ê,	ë.
10.	ô,	ê,	ê,	ô.

Welche Verengung!

Beispiele geben folgende Verben.

1. nēmen, dessen Wurzelvocal i ist. Denn alle brechungsfähige Verben haben, wie im Neuhd., in der ersten Person des Singulars eine Brechung zugelassen gegen die Regel, nach welcher sie nur dann gestattet ist, wenn in der folgenden Silbe ein ursprüngliches a

Statt hat, wie im Plural. In der zweiten und dritten zeigt sich wieder das wurzelhafte i, das aber doch manchmal in allen Personen gebrochen bleibt.

- | | | | |
|--|---|--|---|
| 1. nēme (du nīmst),
kōme (ahd. quīmu), | nēm,
kēm, | nēmen,
kēmen, | nōmen.
kōmen. |
| 2. binde,
finde,
dwinge,
hēlpe (ahd. hilfū), | bund,
fund,
dwunk,
hulp, | bunden,
funden,
dwungen,
hulpen, | bunden.
funden.
dwungen.
hulpen. |
| 3. lēse (ahd. līsu),
ēte,
mēte,
ligge,
gēve (ahd. gibū), | lēs,
êt,
mêt,
lêch,
gêf, | lēsen,
êten,
mêten,
lêgen,
gêven, | lēsen.
êten.
mêten.
lêgen.
gêven. |
| 4. fällt mit 9 zusammen: | | | |
| stīge,
snīde,
līde,
rīte,
rīde, | stêch,
snêd,
lêt,
rêt,
rêt, | stêgen,
snêden,
lêden,
rêten,
rêden, | stêgen.
snêden.
lêden.
rêten.
rêden. |
| 5. sūpe (siufu),
gête (du gūtst, ahd.
giuzu). | sôp,
gôt, | sôpen,
gôten, | sôpen.
gôten. |
| krūpe (kriuchu),
schête (schieze),
bêde (biutu),
rūke, | krôp,
schôt,
bôt,
rôk, | krôpen,
schôten,
bôden,
rôken, | krôpen.
schôten.
bôden.
rôken. |
| 6. fare,
grave,
slage,
drage,
frage, | fôr,
grôf,
slôch,
drôch,
frôch, | fôren,
grôven,
slôgen,
drôgen,
frôgen, | faren.
graven.
slagen.
dragen.
(fragt). |
| 7. und 8. | | | |
| slape,
late,
drape, | slêp,
lêt,
drôp, | slêpen,
lêten,
drêpen, | slapen.
laten.
drapen. |
| 10. lôpe,
rôpe, | lêp,
rêp, | lêpen,
rêpen, | lôpen.
rôpen. |

Die Untersuchung, welche Verben von einer Reihe in die andre überspringen oder zur schwachen Conjugation herabgesunken sind, ist für unsern Zweck zu weitläufig; obwohl sie eine nicht geringe Unterstützung für die behauptete Unreinheit des niederd. Vocalismus liefern würde.

Die *schwache* Conjugation bildet ihr Präteritum durch die Ableitungssilbe *de*. Wir haben aber oben gesehen, dass ein auslautendes *e* gern abgeworfen wird, und zwar auf eine fühlbare Weise, indem der vorhergehende Vocal eine Dehnung bekommt, welche nicht mit Länge zu verwechseln ist, da sie die Länge selbst trifft. Diese Dehnung trübte sodann den auslautenden Consonanten, so dass er in der Aussprache verschwand. Vergegenwärtigt man sich noch dazu, dass die Silbe *de* Neigung hat mit der vorgehenden auf einen Vocal endigenden Silbe zu verschmelzen, wie in: *vâr, môr, vôr, lër, wër, klër*, statt *va-de-r, mo-de-r, vo-de-r* (Futter), *lë-de-r, wë-de-r, klè-de-r*, so wird die Behauptung nicht auffallen, dass die schwache Conjugation mit zu den verkümmertsten Erscheinungen gehört, welche die niederdeutsche Sprache darbietet. Es wird nämlich die Flexionssilbe *de* meistentheils ganz bei Seite gelegt, wie auch der Holländer in vertraulicher Rede *de* fallen lässt, und auch schon das Altsächsische bei consonantischem Anstoss das *d* wegwirft — so dass das Präteritum sich vom Präsens nur durch das längere Verweilen der Aussprache auf dem Vocale unterscheidet. z. B. *ik wan(e), ik wan(de); ik klop, ik klop(de); ik tell(e), ik tell(de); ik brenn, ik brenn(de); ik mak(e), ik mak(de); ik wünsk(e), ik wünsk(de)*. Diese Beispiele, die sich mit leichter Mühe auf eine grosse Anzahl bringen liessen, mögen hinreichen um zu beweisen, wie sehr die Wegwerfung des *de* der reinen Ausprägung der Formen Eintrag thut. Das plattdeutsche Sprachorgan weiss hin und wieder diese Wegwerfung nicht kenntlich zu machen, oder sie fällt ihm

lästig und beschwerlich, z. B. in öpen. Das Präteritum müsste lauten: öpende. Ein Plattdeutscher wird sich aber schwer dazu verstehen dies in den Mund zu nehmen, er wird lieber zu einer Umschreibung greifen: im vorliegenden Falle wird er 'maken' gebrauchen und sagen: he mak(de) öpen. Endet aber gar ein Wortstamm auf d(t), so dass im Präteritum *dede* stehen müsste, wie in antwörden, so fallen entweder beide Silben fort — wo auch im Mittelhd. ein *te* abgeworfen wird: antwurte — antwôr(de), oder es wird zur Umschreibung geflüchtet, oder endlich ein Wort durch ein andres ersetzt. So ist es für einen Plattdeutschen eine grosse Schwierigkeit, wenn nicht Unmöglichkeit, das Präteritum von 'rēden' zu bilden. Glücklicherweise steht ihm hiefür 'snaken' zu Gebote. Andre Wörter der Art sind: bēden, lūden (läuten), sik hōden, richten, achten, grōeten, stōeten, hēten.

Als eine besondere Eigenheit ist noch zu erwähnen dass — in Uebereinstimmung mit dem Altsächsischen — im Plattdeutschen die erste Person des Plurals im Präsens durch *t*, nicht wie wie im Hochdeutschen durch *en* bezeichnet wird, das aber in der Fragstellung wegfällt, wie im Mittelhd. das *en*. So sagt man: gev-wi? (mittelhd. gēb-wir?) drag-wi? gēt-wi? nēm-wi? Diese Abwerfung ist jedoch nicht durchgehend. Allgemein ist aber das Fehlen der Präposition *ge* an dem Particip der Vergangenheit, welche die neuhd. Sprache zur Bildung des Particips in einfachen Verben nicht mehr entbehren kann. Die ältere Sprache bediente sich ihrer sparsamer, und nicht bloß im Particip, sondern auch im Präsens und Präteritum und benutzte sie um dem Worte ein grösseres Gewicht, eine intensive Stärke zu geben. Im Neuhd. dagegen ist sie auf das Particip eingeschränkt und ohne alle eigne Bedeutung, eine reine Flexionssilbe, die nicht wegbleiben darf. — Das Platt-



deutsche ist somit wiederum zurückgeblieben und hat ausserdem noch einen grossen Verlust zu beklagen, wodurch ihm eine feinere Färbung der Gedanken versagt bleibt, nämlich den Verlust des Coniunctivs, der durch Hülfszeitwörter umschrieben werden muss.

Es ist bis jetzt immer nur von zwei Zeiten geredet, weil alle Mundarten nur zwei einfache Formen des Zeitworts haben, nämlich das Präsens und das Präteritum, wodurch sie Gegenwart und Vergangenheit ausdrücken. Alle übrigen Zeiten müssen durch Umschreibung gebildet werden. So werden die sogenannten Perfecte vom 9ten Jahrhundert an durch 'sein' und 'haben' gebildet. Das Futurum aber wurde im Althd. durch die blossе Präsenzform ausgedrückt, oder, wenn man es umschrieb, nahm man: skolan, wellan, nicht: werden, das erst im 14ten und 15ten Jahrh. benutzt ward, jetzt aber ausschliesslich zur Bildung des Futurs verwandt wird. Das Plattdeutsche dagegen kennt kein Futurum, das mit 'werden' zusammengesetzt ist: es beharrt bei der alten Weise und gebraucht sein 'sollen' und 'wollen'. Es verwendet 'werden' nur, um das Passiv zu bilden, weiss aber nichts von dem steifen 'worden', das wir dem Perf. und Plusq. des Passivs begeben. Luther weiss auch noch nichts davon.

Auch diese kurze Auseinandersetzung der Coniugationsverhältnisse wird wiederum das Urtheil verstärken, dass das Plattdeutsche mit der Ausbildung des Hochdeutschen keinen Schritt gehalten hat, sondern zurückgeblieben ist. Ein Blick auf die Declination wird das Urtheil nicht umstossen, denn auch hier sieht es trübe und dunkel aus.

mehr enthalten kann. Die im Folgenden, sondern
 ihrer Sparsamkeit und nicht das im Folgenden, sondern
 auch im Präsens und Präteritum und behalte sie im
 dem Vor- ein grösseres Gewicht eine intensive Stärke
 zu haben, im Folgenden, dagegen ist sie auf das Folgende
 eingeschränkt und ohne alle eigene Bedeutung, eine reine
 Flexionshilfe, die nicht wegzulassen darf. — Das Platt-

Declination.

Die Declination ist sehr zusammengeschrumpft und fast ganz verloren gegangen. Nur die Bezeichnung des Plurals und des Genitivs im Singular ist übrig geblieben. Der Gebrauch dieses Genitivs aber, der mit *s* gebildet wird und nur bei Masculinen Statt finden kann, ist sehr sparsam und meistens nur auf Zusammensetzungen beschränkt. Sonst wird der Genitiv durch die Präposition 'van', so wie der Dativ durch 'to, an' ersetzt. Jede Umschreibung ist aber ein Nothbehelf und hat nie die volle kräftige Wirkung und Präcision, die einem besondern Casus eigen ist. Die Präp. 'van' indess wird zur Bildung des Genitivs verworfen, wo er den Besitz anzeigen soll. Das Plattdeutsche greift dann zu einem neuen Mittel. Es werden dann die Pronomina 'sin' und 'ër(e)' (beide im Plur. *ër(e)*) zu Hülfe gerufen und zwar so gebraucht, dass das Wort, welches den Besitzer anzeigt, im Nominativ vorangesetzt und der Gegenstand, den er besitzt, durch das dazwischengeschobene Pronomen auf den Besitzer bezogen wird. z. B. *mîn vader sin rock*, *mîn moder ër klêd*. Das Hochdeutsche kennt auch diese Weise. Diese Ueberfülle des Ausdrucks — da der Begriff des Besitzes einmal durch den vorantretenden Genitiv (nicht wie im Plattdeutschen durch den Nominativ) und sodann durch das Pronomen ausgedrückt wird — ist indess, ausserdem dass sie für fehlerhaft gilt, nur hin und wieder in der Schriftsprache anzutreffen. Bei Lessing und Schiller finden sich einzelne Beispiele.

Ebenso wie für die Conjugation hat man auch für die Declination den Unterschied einer starken (alten) und schwachen (neuen) gemacht, und mit der letzteren diejenige Art bezeichnet, welche zur Casusbildung ein *en* erfordert. Das Plattdeutsche muss auch, als eine deutsche Mundart, diese Unterscheidung kennen, es



kann sie aber nur im Plural der Substantive deutlich machen.

Die Pluralbildung erfolgt nach den Gesetzen, die auch im Hochdeutschen gelten — natürlich in Uebereinstimmung mit den allgemeinen Lautgesetzen des Plattdeutschen — nur scheut es den Umlaut und declinirt manchmal lieber nach der schwachen Declination als dass es ihn anwenden sollte: nachten; kamen; banken; statt: Nächte, Kämme, Bänke. Ueberhaupt greift die niederd. Mundart, sobald die starke Declination einige Schwierigkeiten macht, zur schwachen, wenn sie nicht die dritte Art der Pluralbildung, die gleich erwähnt werden soll, vorzieht. — Wo nämlich der Plural nicht deutlich genug hervortreten kann, wie es der Fall ist, wenn ihn nur ein auslautendes *e* bezeichnet, dessen Wegwerfung nicht genugsam durch die Vocaldehnung ins Ohr fällt, so springt die Declination um, z. B. disk, Plural: disken. Die Neutra haben nicht stets das *er(ir)*, z. B. wör(de) = Wörter, blä(de) = Blätter. Dagegen haben manchmal Masculinen diese Endung, z. B. stëner. Wenn das Substantiv mit *l, m, n, r* schliesst, so wird die dritte Pluralform gebraucht; man hängt nämlich dem Worte ein *s* an. Diese Weise der Pluralbildung ist dem Hochdeutschen in allen Perioden fern geblieben, im Alt-sächsischen dagegen findet sie bei fast allen Masculinen Statt. z. B. fiscôs, drômôs, bômôs, fuglôs, naglôs, diubilôs, fingarôs. Im Plattdeutschen ist sie begrenzter und enger, nur unter der genannten Bedingung wird sie angewandt, aber nicht bei allen Wörtern, die unter diese Kategorie fallen. z. B. spêgels, fingers, düvels, nagels, appels, arms, gardens. Dagegen drœm(e), bœm(e).

Was die Declination der Adjective betrifft, so werden sie nicht mit Casusendungen versehen, sondern so gelassen, wie sie im Nominativ des Singulars sich darstellen. Die Neutra aber entbehren sämmtlich der Geschlechtsendung: frisk brod; kolt water.

Je mehr Berührung mit dem Hochdeutschen Statt fand, um so grösser ward die Verwirrung in den Declinationsverhältnissen. Man wird finden, dass — anderer Unterschiede nicht zu gedenken — in Landstrichen, welche südlicher liegen, oder in Städten, in denen natürlich das Niederdeutsche der Einwirkung des Hochdeutschen mehr ausgesetzt ist als auf dem platten Lande, die starke Declination und der Umlaut vorherrschen, während die Gegenden, die sich Holland nähern, die schwache Declination vorziehen, die sich im Niederländischen mächtig ausgebreitet und die starke sehr beeinträchtigt hat. —

Wir haben so in kurzen Zügen die Laut- und Flexionsverhältnisse dargestellt. Und was ist das Resultat? Dass die niederdeutsche Mundart jetzt verwildert und verwirrt ist. Sie wurde in ihrer Ruhe und Erstarrung durch das Aufblühen des Hochdeutschen gestört, dessen Einfluss zu wehren sie nicht Kraft genug hatte. Sie gerieth so in einige Bewegung, die aber, da sie nicht auf organischem Wege aus ihr selbst hervorgegangen ist, Verwirrung und Trübung hervorgebracht hat. Es fehlt überall an Schärfe, Reinheit, Bestimmtheit und Genauigkeit, es geht ihr Adel und Uebereinstimmung ab. Deshalb ist die Klage, dass diese *schöne* Sprache zusehends absterbe, eitel und nichtig. Freilich kann und wird es ihr keiner absprechen, dass sie Vorzüge und Feinheiten besitzt, welche die hochdeutsche Schriftsprache nicht mit ihr theilt, allein dies lässt sich nicht von ihr allein rühmen, denn jeder Dialect wird in einigen Punkten Vorzüge bewahrt haben. Es würde aber auch eine unbescheidene Forderung sein, von der Schriftsprache zu verlangen, dass sie alle und jede Vorzüge der Dialecte in sich vereinige, da es in der That nicht

wenig anzuerkennen ist, dass sie nach einer solchen Zeit der Verwilderung, wie nach dem 30jährigen Krieg über sie hereinbrach, sich zu einer solchen Hoheit und Würde erhoben hat, dass sie mit jeder Sprache in die Schranken treten darf, um nach dem Preis des Sieges zu ringen. Dies wird aber die plattdeutsche Mundart nicht wagen können. Ihre Vorzüge reduciren sich darauf, dass sie die Härten, die durch Anhäufung der Consonanten entstehen, vermeidet und dadurch ein gewisses weiches, einschmeichelndes Wesen bekommt. Ausserdem finden sich in ihr eine Menge von Wörtern, die, trotz ihres ächten deutschen Ursprungs, der hochdeutsche Sprachschatz nicht in sich aufgenommen hat, und die ihr den Schein einer »originären« Sprache geben, was sie keineswegs ist. Dahin gehören z. B. folgende Wörter: swît (gross, stark, ausserordentlich, fr. swithe, alts. switho, ahd. swinde); swëlen (Heu machen, fr. swila, ags. svelan); lûken (ziehen, ahd. liuhhan, mhd. liechen = lûchen); raken (berühren, ags. reacan); haf (die offene See, ags. heaf, isl. haf); âsjökêl (Eiszapfen, isl. iökull, ags. gicel); lêp (krank, namentlich von blosser Gesichtsfarbe, alts. lêf); rif, ref (Gerippe, alts. hrêo, gen. hrêwes, Leichnam); dunsen (tönen, schallen, mhd. dinsen); swögen (seufzen, goth. svôgjan); sik letten (zögern, goth. latjan, alts. lettian); görtquërn (Grütmühle, goth. quairnus); lûr (involucrum, ahd. lûdara); wrögen (fr. wrogia, rügen). Ferner Benennungen von Thieren: ram (Widder, ahd. ram); pogge (Frosch); üetz (Kröte); stërtüetz (Froschlaich); wât (Enterich); gant (Gänserich); moddik (Regenwurm); rûn (Wallach); hauer (männliches Schwein); mutt(e) (weibliches Schwein); bigg(e) (Ferkel); tëve (Hündin); quëne (fette Kuh); reitmüesken (Rohrdommel); wëpstert (Bachstelze). — Zusammensetzungen: löv-el-bër (Verlobungsfeier) [Man achte auf die Zusammensetzung durch *el*: ët-el-wâr(e) (Esswaare); drink-els-tît (Zeit zum Trinken); fast-el-avend; back-el-trog; îs-el-

rogg(e) (die Abgabe von Rocken, der für die früher persönlich geleistete Befreiung des Festungsgrabens vom Eise bezahlt wird); kind-el-bêr (Kindtaufe); tröss-el-bêr (Leichenfeier); richt-el-bêr; mess-el-dör (die Thüre, woraus der Mist geschafft wird); sid-el-dör (Seitenthür); fisk-el-dik (Fischteich)]; ôt-grôn («wiederum grün, vergl. ôt-mal, eine Zeit von 24 Stunden). Ferner: klâven (die Aehren nach der Ernte auflesen); stremmels (Lab); mul (mhd. molte, Staub); mul (Maulwurf); bîster (schlecht, übel); dîsig (hartnäckig); bli(de) (fröhlich, mhd. blide); drâ(de) (schnell, mhd. drâte); kôpken (Tasse, Deminut. von koph, Trinkgeschirr) u. s. f.

Wenn man diesen Reichthum eigener Wörter einen Vorzug nennen will, so darf man nicht vergessen, dass das Plattdeutsche diesen wieder dadurch aufhebt, dass es eine Menge von Fremdwörtern — meist französische — aufgenommen hat, wofür ihm deutsche zu Gebote standen. z. B. courage, c(ou)leur, verc(ou)leuren, alterêrt (bestürzt) u. s. f.

Das Hochdeutsche leidet freilich auch keinen Mangel an Fremdwörtern. Diese sind aber manchmal in Gebrauch gekommen, weil man einer weitläufigen Umschreibung überhoben sein wollte, wie es bei Kunstausdrücken der Fall ist, während im Plattdeutschen sie fast immer geradezu an die Stelle von Wörtern getreten sind, die genau dasselbe aussagen als die ausländischen. Vergleicht man überhaupt den Schatz der hochdeutschen Wörter mit dem der plattdeutschen, so ist der Umfang des ersteren bedeutend grösser. Es fehlen im Plattdeutschen namentlich die Ausdrücke, welche erst durch ein gebildetes Denken geschaffen werden, wie sich z. B. ein auffallender Mangel an abstracten Hauptwörtern findet, welcher übrigens dadurch erklärt wird, dass es sich nie in einer wissenschaftlichen Luft bewegt hat.

Es hält schwer und man fühlt eine Art von Beklemmung und Gewissensangst, von einer Sprache, die man mit der Muttermilch eingesogen hat und zu der man wieder greift, wenn sich das Herz den Freunden aufschliesst und mit ihnen sich in die Poesie der Jugendzeit eintaucht, sagen zu müssen, dass sie schlechter ist als die, welche man durch den Zwang der Schule und des Lebens gelernt hat. Man ist gewohnt, die Sprache der Kinderjahre so lieblich, so zutraulich, so gemüthreich zu finden, und hat auch eine bessere Einsicht die Mängel offenbart, an denen sie leidet, so zögert man der Wahrheit die Ehre zu geben, weil sie unsern geheimen Wünschen widerspricht. Man sucht lieber nach Gründen, um diese Mängel, wenn nicht als Vorzüge darzustellen, doch zu beschönigen und mit einem milderen Namen zu belegen. Man muss sich aber im späteren Leben von so manchem mit widerstrebendem Herzen trennen, was Liebe verdiente, warum nicht auch von einem Gegenstande, welcher der Liebe nicht werth ist und worüber der Geist der Geschichte sein Urtheil gesprochen hat? — Das Schicksal der Dialecte einer Sprache liegt, nach dem Gesetze, dass der Geist das Materielle besiegt, in der Poesie: »Die Poesie hat immer den Ausschlag über das Schicksal der Dialecte einer Sprache gegeben, und herrschender Dialect wird jedesmal derjenige, in welchem die Poesie die Oberhand gewinnt: aus diesem Grund ist der hochdeutschen Sprache Gewalt über die niederdeutsche, und nach umgekehrtem örtlichen Verhältniss der nordfranzösischen über die südfranzösische beschieden worden. Die Klage, das Niederdeutsche und Provenzalische mit seinem weicheren Wollaut sei der Herrschaft werther gewesen, verhält in ihrer Leere: denn nicht nur Wollaut, auch männliche, in milderen Dialecten unentwickelte Kraft und Fülle fordert die Dichtkunst.« J. Grimm. Alle Poesie eines Volkes wird sich aber dahin ziehen, wo der Schwerpunkt seiner

Geschichte ist, und dieser hat in Deutschland lange Zeit im Süden geruht, und als er sich zu verrücken anfang und sich nach Norden kehrte, hatte die Poesie schon entschieden, welche Sprache die ihrige und damit der ganzen Bildung sein sollte. Die unterliegenden Dialecte zeigen freilich eine ungemeine Zähigkeit, können aber doch keinen kräftigen Widerstand leisten und verkümmern nach und nach. Und das ist auch das Schicksal der plattdeutschen Sprache. Sie hat schon innerhalb ihres eignen Gebiets beträchtlich an Herrschaft verloren, aber so viel Kraft hat sie noch, dass sie auf Einen Angriff, den man mit stürmender Hand auf sie macht, nicht fallen wird. Sie will eines ruhigen Todes sterben, und von der fortschreitenden Bildung sich sanft die Augen zudrücken lassen. — Klagen wir nicht über ihren Tod. — Man muss ja auch das Vaterhaus verlassen, das wir mit seinen Ecken und Winkeln so wohnlich und gemüthlich finden, weil es unsre süssesten Erinnerungen in sich schliesst und sich darüber der Schimmer der goldenen Kindheit ausbreitet: wir tauschen für diese Beschränktheit das Vaterland ein. So werden wir auch, wenn unsre Muttersprache ausstirbt, auf der einen Seite das wieder gewinnen, was wir auf der andern Seite verloren haben: »denn kraft der Schriftsprache fühlen wir Deutsche lebendig das Band unsrer Herkunft und Gemeinschaft und solchen Vortheil kann kein Stamm glauben zu theuer gekauft zu haben oder um irgend einen Preis hergeben zu wollen.«

9. Febr. 1846.



